

Sonntags-Blatt

Druckverleger Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Fermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 15

Sonntag, den 7. März 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. März: Thomas von Aquin. **Montag, 8. März:** Johannes von Gott. **Dienstag, 9. März:** Franziska. **Mittwoch, 10. März:** Mittfasten. **Donnerstag, 11. März:** Rosina. **Freitag, 12. März:** Gregor der Große. **Samstag, 13. März:** Niziphorus.

Dritter Fastensonntag

Evangelium des hl. Lukas 11, 14—28.

In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war. Und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme, und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwirrt werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn eure Kinder sie aus? Also werden sie selbst eure Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaftig das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer als er über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung, auf welche er sich verließ, und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschnitten. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volk ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten.

*

Höre ich recht, oder täusche ich mich? Nein, es ist schon so, einen Steinwurf weit von unserm Haus sitzt eine Amsel auf einem Kirschbaum und singt ihren kräftigen vollen Sang hinaus in die noch kahle Landschaft. Vor der Türe (nach dem Garten zu, da, wo die Sonne den ganzen Tag hinscheint und unsere Nase am liebsten sticht, haben schon die Weiden ihre Knospen gerodet; sie können alle Tage ausbrechen. Und an einer anderen Stelle ist schon ganz weiß von den Blüten der Schneeglöckchen, die dort in dichten Büschen beieinander stehen. Unser Nachbar hat schon Salat gesät und andere Samereien. Fünf, sechs kleine Briefchen hatte er in seinem Korb, und mit zwei Fingern griff er nach den winzigen Körnchen und senkte sie in den wohl bereiteten Boden. Die Kirschbäume, die unzähligen in der Mark, haben schon dicke Knospen angelegt, und da und dort sieht man einen auf der Leiter stehen und die Keste herunter-sagen, um das Edelreis drauß zu pflanzen. Und an den Birn- und Apfelbäumen kann man schon deutlich erkennen, ob's heuer Tragknospen angelegt hat oder nicht. Ja, ja, der Frühling zieht mit Macht ins Land. Und wenn einer erst in die Erde hinabsteigen könnte, nicht tief wie in ein Bergwerk, sondern nur etwa einen Finger tief, und könnte sein Ohr an die Wurzelschen halten, die dort kreuz und quer, unter- und übereinander hin- und herlaufen, was für geheimnisvolle Mächte könnte er da bei der Arbeit belauschen, wie sie die Stoffe der Erde teilen, zerlegen, verbinden, verstärken, abschwächen, wies gerade die Pflanze braucht zu ihrem Wachstum. Nun schau, du stehst mitten in dieser wachsenden und sich regenden Welt drin und bist Zeuge, wie das alles um dich her geschieht, sag, kannst du das alles mitansehen, ohne etwas dabei zu denken? — Ja, sagst du, was soll ich dabei denken! Es geht halt jedes Jahr so; in jedem Frühjahr steigt der Saft, und dann kommen Blüten und Blätter, und im Herbst geht's wieder abwärts. — Nein, nein, so darfst du nicht reden. Das ist die Sprache der Unverständigen. Du aber willst doch ein Verständiger, ein Aufgeklärter sein. Es ist der größte Vorwurf, den man einem Arbeiter, einem Landmann, einem Fabrikanten macht, wenn man ihm sagt, er sei rücksichtslos mit seinen An-

sichten, oder mit seiner Arbeitsweise, oder mit seinen Maschinen. Grad so rücksichtslos ist ein Christenmensch, der sich keinen Aufschluß geben kann über das, was um ihn herum geschieht und sich mit der ganz und gar rücksichtslosen Lebensart zufrieden gibt: Es war halt immer so gewesen.

So höre denn. Die Schöpfung, das ganze Weltall ist da für den Menschen. Alles soll ihm dienstbar sein, soll ihm helfen auf dem Weg zum Himmel. Deshalb will auch der liebe Gott haben, daß wir die Natur und ihre Gesetze immer mehr studieren und zu erforschen suchen. Das Werden und Wachsen und Treiben im Frühjahr ist ein Bild vom Leben der menschlichen Seele. In deiner Seele ist zwar das ganze Jahr über ein fortwährendes Schaffen und Sichrühren zum Vorankommen. Allein nach dem Willen der Kirche soll im Frühjahr, gegen Ostern hin, just zur selben Zeit, wo es auch in der Natur allenthalben gärt und treibt, auch auf dem Acker deiner Seele eine besonders intensive Arbeit einsetzen. Es soll etwas ähnliches stattfinden, wie mit dem stummen Besessenen im heutigen Evangelium. Was schlecht, unbrauchbar, schädlich, gefährlich ist, das muß aus der Seele herausgeschafft und dafür neues Leben angeregt, frische Triebe eingesetzt werden. Das ist freilich nicht immer leicht, besonders dann, wenn das Unkraut in deiner Seele fast alle guten Säfte für sich gebraucht hat und Wildlinge und sonstige läppige Schöcke emporgekommen sind. Aber es lohnt sich wahrhaftig der Mühe, Sand anzulegen und Ordnung zu schaffen. Und wenn du die Fastenzeit fleißig gewesen bist, hast deine Zeit benützt, um alte, eingewurzelte Fehler und Gebrechen mit Stumpf und Stil auszureißen, schwere Sündenlasten abzuwerfen, längst vergessene Tugenden wieder zu üben und dir anzueignen, und wenn du zuletzt alles zusammengefaßt hast in einer wahrhaft heiligen Osterbeichte und Osterkommunion, ja, dann kannst du dir mit hoher Genugtuung sagen, du habest die Sprache des Frühlings recht verstanden. Kommt dann Ostern, und unser Herr und Gott zieht aus blutiger Kalvarien-Schlacht als Sieger heim in sein Reich und hält Truppen-schau ab über die, die mit ihm des Kampfes Mühsal und Opfer getragen, dann winkt dir eine überaus bedeutungsvolle Auszeichnung. In der Zeitung hast du gelesen, daß unsere Feldherren und Offiziere für eine eroberte Festung, für eine gewonnene Schlacht, für eine große kühne Tat vor dem Feinde den Orden „Pour le merite“ erhalten. Einen weit ehrenvolleren Orden hat dir der Herr vorbehalten, wenn du dich vor dem Feinde ausgezeichnet und auf dem Feld der Ehre bewährt hast. Das ist die Osternade! Sie ist eine Frucht der Osternakramente und bewirkt, wenn du acht auf sie hast, daß du immer Herr und Sieger bleibst, daß niemals mehr der Feind Gewalt über dich hat.

Wie glücklich mußt du dich doch fühlen, wenn es dir gelungen ist, wieder Herr deiner selbst zu sein, frei und unabhängig einherzugehen. Es bleibt immer wahr, was die hl. Schrift sagt: „Jeder, der Sünde tut, ist ein Knecht der Sünde.“ (Joh. 8, 34.) Wenn du in den Besitz dieser Freiheit und Selbstständigkeit mit Gottes Gnade gekommen bist, dann trage Sorge, daß du deinen Schatz nicht wieder verlierst, sonst müßten solche furchtbaren Zustände eintreten, wie sie das heutige Evangelium schildert, da es sagt: Und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Habe nur Mut, und vertraue auf die göttliche Barmherzigkeit, die keinen im Stich läßt, der guten Willen hat. Tue das, was der Beichtvater dir anrät, und so wirst du bald triumphierend sagen können: „Der Strid ist zerrissen, und wir sind frei.“ (Bf. 123, 7.)

Gottes Liebe durch Gottes Gnade

Ich liebe Gott! Darf ich es sagen,
Der ich mein Sein vom Staube lieh?
Ich will ihn lieben! Darf ich's wagen?
O, bittend beuge ich mein Knie.

Und meine Liebe gleicht der Blume,
Der Blume sonder Blut und Glanz,
Der Blume, die im Heiligtume
Schon halb verwelkt, im welken Kranz. —
Doch, Herr, du neigst dich zu ihr nieder,
Der welken Kelch belebt dein Blick,
Und den strahlt dann die Blume wieder
Voll Blut und Glanz auf dich zurück.

Ich liebe dich! Ich darf es sagen,
Der ich von dir mein Sein auch lieh;
Ich darf dich lieben, darf es sagen,
Und dankbar beuge ich mein Knie!

P. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des dritten Fastensonntags.

Eine sinnvolle altgriechische Sage geht von Antäus, dem Sohne des meerbeherrschenden Neptun und der Göttermutter Gaea (Erde). Dieser Riese beherrschte die Blutgefilde Lybiens in Nordafrika. Alle Fremdlinge, die sein Land betraten, nötigte er, mit ihm zu ringen. Antäus blieb auch gegen die Stärksten Sieger. Das Geheimnis seiner Kraft lag in der Verbindung mit der Erde. Solange er mit dieser in Berührung blieb, war er unüberwindbar. Hercules, der starke, aber auch kluge Held, erfuhr dies, zog nach Lybien, erhielt da dieselbe Forderung wie alle Fremden, nahm sie aber frohen Herzens an. Und indem er den Gegner über die Erde erhob, erwürgte er den gewaltigen Riesen.

Der Feind unseres Heiles weiß, daß auch wir unbesiegbar sind, solange wir mit Gott in Berührung bleiben, daß er dann seine Herrschaft über den Menschen verliert, wenn der sich wieder Gott zuwendet, mit der Quelle seiner Kraft wieder in Verbindung tritt. Was er so scheut, das feiert die Kirche in den Wechselgesängen der heutigen Sonntagsmesse: Die Seligkeit, die Frucht des Verkehrs mit Gott in Gebet und Betrachtung. Im Introitus heißt es: „Meine Augen sind immer auf den Herrn gerichtet; denn er wird meine Füße aus dem Nebe ziehen. Schau auf mich und erbarme dich meiner; denn ich bin einsam und arm. Du bist, Herr, habe ich erhoben meine Seele, mein Gott, auf dich vertraue ich, laß mich nicht zu Schanden werden.“ — Mag uns der listige Feind noch so viele Fallstricke legen, wir werden allen entrinnen, wenn unser Auge auf den Herrn gerichtet ist in Betrachtung seiner Gebote und seiner Güte. Doch diese Betrachtung des großen Gottes läßt uns selbst so einsam und arm erscheinen, ein neuer Grund zu rufen: „Schau auf mich und errette mich!“ Mit wieviel Zuversicht kann der treue Diener Gottes so beten. Und der Sünder? Einen hat dieser Blick auf den Herrn aus tiefstem Elende gerettet: Petrus. Wäre er nach der Verleugnung gleich Judas dem Herrn ausgewichen, er hätte vielleicht wie Judas geendet. Doch, trotz der schweren Schuld richtete er den Blick auf seinen Herrn, als dieser vorübergeführt wurde. Und so traf ihn der Gnadenblick des Erlösers — „er ging hinaus und weinte bitterlich“; er war in Gnaden aufgenommen und blieb auch nach dieser Schwäche, die durch die Augenzwiesprache zwischen Gott und ihm geheilt worden war, der Führer des neuen auserwählten Volkes. So findet der Sünder den Heimweg zu Gott, der Gerechte aber Festigkeit und Kraft, den Lockungen der Sünde standzuhalten.

Was der innige Verkehr der Seele mit Gott vor allem in der Versuchung ist und bedeutet, das kommt in Graduale und Traktus zum Ausdruck: „Stehe auf, o Herr, es erstarke nicht der Mensch: vor deinem Angesichte sollen gerichtet werden die Völker. Du schlägst in die Flucht meine Feinde; sie ermatten und kommen um vor deinem Angesichte.“ — Dieser „Mensch“, der Feind unseres Heiles, die Versuchung droht mit aller Gewalt, sie will erstarben, sie wird mächtiger; ohne Gottes Hilfe kann sie nicht überwunden werden. Gott allein kann helfen, kann sie in die Flucht schlagen, kann machen, daß sie vor seinem Angesichte umkommt. Er ist so groß und erhaben, daß alle Völker vor sein Angesicht kommen müssen, um gerichtet zu werden. Und dieser Erhabene und Große hilft sicher, wenn der Mensch, der Christ in Wahrheit die Worte des Traktus auf sich anwenden kann: „Du dir erhebe ich meine Augen, der du wohnst in den Himmeln. Siehe, wie der Knechte Augen auf ihrer Herren Hände, wie der Magd Augen auf ihrer Gebieterin Hände; also schauen unsere Augen auf den Herrn, unseren Gott, bis er sich unserer erbarmt. Erbarme dich unser, o Herr, erbarme dich unser!“ — Von den Bergen Gottes kommt die Hilfe, dort mit Gott verkehrt zu haben wie Diener mit ihrem Herrn, wie Mägde mit ihrer Gebieterin, stets auf seine Hand geschaut zu haben, um deren leisesten Wink zu erfüllen, das gibt Anrecht auf die Erbarmung des Himmels. Dann dürfen wir in selbstester Zuversicht ausrufen: „Erbarme dich unser, o Herr, erbarme dich unser!“

Die Betrachtung, der innere Verkehr mit Gott bewahrt vor der Sünde, zeigt den Weg zur Umkehr dem, der abgeirrt. Sie macht die Seele aber auch mit den Geboten des Herrn bekannt; die Seele gewinnt sie immer lieber, erfüllt sie immer treuer. Das Offertorium sagt uns dies mit den Worten: „Die Rechte des Herrn sind gerade und erfreuen die Herzen; die Gerichte des Herrn sind süßer denn Honig und Honigseim. Dein Knecht bewahrt sie.“ — Die Rechte und Gerichte des Herrn sind eben die Gebote Gottes; das Recht, womach Gericht gehalten wird. Diese Gebote werden oft so schwer gefunden, weil sie mißkannt werden. Wie sind sie doch gerade, wie erfreuen sie den, der in Predigt und Lesung, in stillem Nachdenken vor dem Tabernakel erfährt, wie gut es ist, gottesfürchtig, rein, gerecht und zufrieden zu sein. Wird dir, lieber Leser, ein Gebot Gottes zu schwer, suche den tiefsten Grund für sein Bestehen zu erfassen, dann wird es dir vielleicht auch süß wie Honigseim!

Am wohlsten, am geborgensten ist die Taube in ihrem Neste! Die Seele findet ihr Wohlfühlen, ihr Geborgensein im Hause des Herrn, am Altare des Herrn der Heerscharen. Hier wird ihr der Verkehr mit Gott ganz innig, so innig, daß sie ihn zu sich aufnimmt — in wirklicher oder geistlicher Kommunion. Dann strömt das höchste Leben, das seligste Glück in sie über. Diesen Gedanken drückt so prächtig die Kommunion aus: „Der Sperling findet sein Haus, und die Turteltaube ihr Nest, worin sie ihre Jungen legt. Ich finde deine Altäre, Herr der Heerscharen, mein König und mein Gott! Selig sind, die in deinem Hause wohnen, Herr, in alle Ewigkeit loben sie dich!“

Willst du, lieber Leser, nicht schon hier gern bei dem sein, dessen Gegenwart dir einst immerwährendes Glück und ewigen Frieden bereiten soll? Bei ihm sein in Gebet und stillem Nachdenken über das, was dir zum Heile ist? In ernster Fastenzeit, in noch ernsterer Kriegszeit, wo so viele Tapfere den Weg zu Gott zurückgefunden, solltest du einmal die Probe machen, ob nicht auch du dann ausruft: „Selig sind, die in deinem Hause wohnen, Herr, in alle Ewigkeit loben sie dich!“ Und wenn du bisher schon treu warst in Erfüllung deiner Gebetspflicht; größere Treue wird dir reichere Gnade, beglückendere Seligkeit einbringen!

P. H., O. F. M.

Der hl. Thomas von Aquin — groß in Reinheit und Wissen.

(7. März).

Siehe zum Zeugen für Nationen habe ich ihn gemacht, zum Fürsten und Lehrer der Völker. (H. 55, 4.)

„Rein und bereit zum Aufschwung in die Sterne!“ Mit diesen Worten nimmt Dante Abschied von dem Reinigungsberge, um den Flug in die lichten Räume der Seligen zu wagen. Rein und bereit zum Aufschwung in die Sterne, zum Aufstieg in die sonnigen Gefilde der Weisheit! Mit diesen Worten ist kurz das Leben des Heiligen charakterisiert, dem heute unsere Huldigung gilt — das Leben des hl. Thomas von Aquin.

Thomas wurde 1226 auf dem Schlosse Roccasecca in Süditalien geboren. Sein Vater war Graf Landolph von Aquino, der den Sechsjährigen den Benediktinern von Monte-Cassino zur Erziehung übergab. Der Knabe gedieh körperlich und geistig auf beste in der Höhenluft des berühmten Klosters. Als er hier seine Vorbereitung vollendet hatte, bezog er die Universität zu Neapel. Still und rein verbrachte er hier seine Tage unter tausenden und wüsten Genossen. Hohn und Spott machten ihn auch nicht für einen Augenblick wankend in seiner trefflichen Lebensführung. Im Gegenteil, das unerhörliche Treiben der Studenten trieb ihn ganz zu Gott hin — mit 17 Jahren nahm er das Ordenskleid der Dominikaner, eines Ordens, der in jugendlicher Frische sein Ideal verwirklichte. Da Thomas ohne Erlaubnis der Seinen den heldenmütigen Schritt getan, erregte er in der Familie einen Sturm der Entrüstung. Die Mutter Theodora eilte nach Rom, dort wurde der Jüngling ins Ordensleben eingeführt, konnte aber den Sinn des Entschlossenen nicht ändern. Die Oberen gebachten jetzt, den Heiligen nach Paris zu senden, damit er dort, frei von den Forderungen der Familie, das Noviziat vollende. Zwei ältere Brüder erfuhren davon, fingen Thomas auf dem Wege nach Frankreich ab und sperrten ihn auf dem väterlichen Schlosse ein. Hier versuchten erst die Mutter und zwei Schwestern, den jungen Ordensmann umzustimmen — vergebens! Dann griffen die beiden Brüder zu allerlei Gewaltmitteln — Thomas blieb stark. Endlich nahmen sie zu dem Unbrüderlichsten und Schmähllichsten ihre Zuflucht: ein schlechtes Weib sollte die Seele ihres Bruders vergiften, um ihn so für die Welt zu gewinnen. Der Held trieb die Schändliche durch ein glühendes Holzfeuer in die Flucht. Diesen Heroismus lobnte Gott, indem er zwei himmlische Geister zu dem Schlafenden sandte, die seine Lenden mit goldenem Gürtel umgürteten und für alle Zukunft jegliche Gier in ihm erstickten. Nach zwei Jahren unsäglichem Wein entsam er mit Hilfe seiner beiden Schwestern, die schließlich voll Bewunderung an dem seelenstarken Bruder hingen. Thomas legte nun 1245 die Ordensgelübde ab und wurde dann nach Köln geschickt, um unter dem seligen Albert dem Großen seine Studien zu vollenden. Der sonst so feurige Süditaliener zeigte sich in dem nordischen Rom auffallend still und zurückhaltend, jedoch er den derben Beinamen „der sizilianische Ochse“ erhielt. Da, eines Tages, gab er bei einer theologischen Disputation so treffenden Bescheid, daß sich alle wunderten; Albert, der Lehrer, aber ausrief: „Dieser Ochse wird noch einmal brüllen, daß es die ganze Welt hört!“ Thomas empfing nun bald die Priesterweihe und trat selbst als Lehrer auf — zuerst in Köln, dann in Paris, wo er mit dem Franziskaner, dem hl. Bonaventura, herzliche Freundschaft schloß; beide sollten die Stierde der Pariser Hochschule werden.

Thomas erklärte die hl. Bücher und die Sentenzen des Peter Lombardus, ein Buch, das in kurzen Merkfähen und übersichtlicher Abfassung die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens enthielt; es war im ganzen Mittelalter das eigentliche Schulbuch der Theologiestudierenden. Die Vorlesungen des Aquinaten zeichneten sich durch lichtvolle, tiefgegründete Gedanken und durch einen lebendigen Vortrag aus. Jedes Wort erweckte den unmittelbaren Eindruck, daß hinter ihm ein scharfblickender und tiefgläubiger Geist stehe. Durch den Verstand wollte er das Herz gewinnen, und zwar für den, dessen Großtaten in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung seine warmherzige Lehre pries. Von allen Seiten strömten Schüler nach Paris, um den gefeierten Lehrer zu hören und um den Heiligen kennen zu lernen. So wirkte Thomas über 20 Jahre. Dann verließ er den Lehrstuhl, um in der Stille des Klosters seine unsterblichen Werke zu schreiben, die ihn fürs ganze Mittelalter zum Führer in dem theologischen Studium machten, die auch jetzt in allen Fragen dieses Wissen den zuverlässigsten Weg weisen. Es gibt kaum eine Frage, die den Theologen interessiert und die der Heilige unberührt gelassen hätte. Als er auch diese Riesenarbeit bewältigt, legte er die Feder nieder. Die noch übrigen Tage sollten ganz der Sorge fürs Jenseits gewidmet sein.

Eines Tages sprach der göttliche Heiland vom Kreuze her, daß Thomas bei aller Arbeit Licht und Stärke gegeben: „Du hast gut über mich geschrieben, Thomas, welchen Lohn verlangst du?“ — „Derr, keinen als dich!“ erwiderte der Heilige. Dieser Lohn sollte ihm werden: hier in außerordentlichen Gnaden und Erleuchtungen, unter denen er noch das herrliche Offizium des Fronleichnamsfestes schrieb; im Jenseits dann in irtumslöser Wahrheit und ewigem Glück und zwar schon bald.

Papst Gregor IX. hatte das zweite allgemeine Konzil von Avon berufen. Thomas sollte mit seinem hl. Freunde Bonaventura den Vorsitz führen. Als ihm früher die Würde eines Erzbischofs von Neapel angeboten wurde, hatte er sie demütig zurückgewiesen; jetzt, wo es galt, für die Kirche noch einmal zu arbeiten, war er bereit, zu kommen. Doch Gott wollte dies Opfer nicht mehr. Der Heilige kam nur bis Terracina; ein Unwohlsein zwang ihn dort, bei den Zisterziensern abzustiegen. Bald fühlte er, daß der Tod nahe. Ihm gab er sich starken Herzens hin; indem er noch einmal fest und klar, wie wenn er auf dem Lehrstuhl saß, das Glaubensbekenntnis abgelegt, ging er ein zur vollen Erkenntnis und zum seligen Besitze seines Gottes, am 7. März 1274. In Reinheit und Wissen strahlt er für alle Zeiten; mit vollkommenem Rechte trägt er den Namen: Der englische Lehrer.

Der hl. Thomas ist von Leo XIII. zum Patron aller christlichen Schulen erwählt worden. Möchte doch seine Fürbitten diesen erslehen: Reinheit und echtes, gottentstammtes Wissen. Wenn Deutschlands studierende Jugend in diese beiden Tugenden seinen Stolz setzt, dann wird es einst Männer an seiner Spitze haben, die Führer sind zu geistlicher und ewiger Größe. Das gebe Gott auf die Fürbitte des großen Aquinaten!

*

In reinem Herzen spiegelt sich die Welt,
So wie sie kam aus mächtiger Schöpferhand;
Wer rein dem ewig Reinen sich gesellt,
Dem öffnet sich auch ew'ger Weisheit Land!
P. B., O. F. M.

Ein letzter Versuch

„Was bringst du denn da?“ fragte ein Trinker seine Frau, als er diese mit ihren drei Kindern unerwartet in die Schenke kommen sah.

„Es ist einsam und traurig, allein zu Hause zu sein. Dich hält wohl eine wichtige Beschäftigung fern“, entgegnete die kluge Frau. „Ich habe doch niemand als dich, und wenn du nicht zu mir kommst, muß ich zu dir kommen. Ich habe das Recht, sowohl deine Sorgen, als deine Freuden mit dir zu teilen.“

„Aber hierher in die Wirtschaft zu kommen!“ rief enttäuscht der Mann.

„Wo mein Mann sich aufhält, da kann auch für mich kein unpassender Ort sein“, erwiderte die arme Frau. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Sie nahm das Glas mit Branntwein, das der Wirt gerade für ihren Mann hingestellt hatte.

„Wie, du willst davon trinken?“ brachte er in höchster Verstärkung hervor.

„Warum denn nicht? Du sagst, daß du trinkst, um deine Sorgen zu vergessen, ich habe wahrlich auch Sorgen genug, die ich vergessen möchte.“

„Weiß, Weiß, du willst doch nicht etwa den Kindern von dem Branntwein geben?“ schrie der Mann auf, als er sah, wie sie das Glas ihren Kindern hinschob.

„Warum denn nicht? Sollen die Kinder nicht dem Vorbild des Vaters folgen? Ist nicht das, was für ihn gut ist, auch gut für sie? Und die Kinder wollten doch auch gerne vergessen, daß sie frieren und hungrig sind, daß sie ihren Vater nicht mehr sehen. Trinkt, Kinderchen, ihr seht ja, wie es eurem Vater gut tut!“

Der Mann suchte seine Frau nach Hause zu bringen. Scheinbar mit Widerwillen folgte sie. Die Nacht schloß der Mann nicht. Am Morgen hatte er einen schönen Entschluß gefaßt. Er trank nicht mehr.

Großvater und Enkel

An der Hand eines älteren, aber noch recht stattlich einherreitenden Herrn trippelte ein dreijähriges hübsches Knäblein. Soll sorgender Liebe führte diese Hand das liebe Kind und stundenlang gehen die beiden einträchtig und vergnügt dahin — das Enkelkind mit seinem Großpapa. Mit welcher rührenden Ausdrucksweise Liebe und Vertrauen schauen die blauen Augenlein zu dem gütigen Antlitz des „O'Papale“ (Großpapale) empor, mit welcher Wis-

begierde lauscht der kleine Schelm den Worten seines guten Großväterchens!

An einigen Damen vorbeisireitend, hört „O'Papale“ einmal: „Es ist doch rührend, wie dieses nette Buberl mit seinem Großpapa spazieren geht.“

Ja, rührend ist die Liebe, die beide fest zusammenketten! Die Unterhaltung ist flott im Gange. Und kehren sie nach einigen Stunden wieder vergnügt zusammen heim, wo ihrer schon voll Sehnsucht ein gar treubeforgtes O'Mamale wartet, so sprudelt es nur so aus dem Mündchen des kleinen Enkels und auch Papa und Mama müssen hören, was O'Papale ihm alles erzählt, wie O'Papale mit ihm ausgeruht und ein Kefflein gegessen, wie Nero und Buzi folgen mußten und so fort und fort. . . .

Und Großpapale ist jedenfalls zufrieden gewesen mit dem kleinen Begleiter und berichtet immer: „Josephle war recht brav“. Der Sonnenschein dieser Liebe, das Vergnügen der beiden friedlichen Spaziergänger erkeut dann noch alle zu Hause, besonders das immer tätige Großmamale, welches mit gleich inniger Liebe an dem Enkelkinde hängt.

Was fettet wohl den guten Großpapa und sein Enkelkin so fest zusammen? Sicher — die Liebe! Aber warum ermüdet sie von keiner Seite? Ich will es euch sagen! Mit bewundernswerter Geduld vertieft sich das gute O'Papale in die Wünsche der kleinen Kinderseele, die voll Wissbegierde kein Ende an Fragen kennt. Und das O'Papale lehrt sein Enkelkin sehen — sehen die Natur und in derselben Gottes Güte und Weisheit!

In schlichter, leicht verständlicher und doch so tiefer Weise weiß es dem aufmerksam lauschenden Kinde zu erzählen von den Blümlein, vom Wasserlein, von den Tieren, kurz von allem, was sich dem Auge in Gottes herrlicher Natur bietet. Den Namen aller Blümlein auf unseren Wiesen lernt das Enkelkin aus Großpapales Munde kennen und auch die flinken Käferchen, die die Wege der beiden Spaziergänger kreuzen! Was mit so viel Liebe und Verständnis spielend erklärt wird, ermüdet nicht — es fragt der kleine Mund ja selbst immer fort. Und plötzlich ruft der kleine liebe Schatz: „O'Papale — horch — Eisenbahn kommt!“ Da hebt das gute Großväterchen geschwind den schweren Ruben in die Höhe, damit er sie doch ja gut sieht! Keine Mühe ist ihm zu viel — keine Frage bleibt unbeantwortet und — keine Frage wird ungeduldig beantwortet! Das ist des Rätsels Lösung, warum das Enkelkin gar so gerne in O'Papales Gesellschaft ist. . . .

Wem winkt der Sieg?

Wohl ward zerstört ein langer Völkerrfrieden
Mit Trug und Trug von frevlerischer Hand;
Ja, Frieden war's, doch nicht der wahre Frieden
Schlang um die Menschheit warm sein göttlich Band.

Denn längst schon tobte rings ein Kampf der Geister,
Der unserm höchsten Friedensfürsten galt,
Begonnen von der Wissenschaften Meister,
Und fortgekämpft von roher Volksgewalt.

„Hier lebt euch aus! Es gibt ja keinen Gott!“
So klang schon breiter Massen Feldgeschrei;
Das war der edlen Menschlichkeit Bankrott,
Und alle Leidenschaften wurden frei.

Schamlosigkeit in Wort und Bild und Mode,
Trennlosigkeit im Handel und Verkehr,
Verherrlichung des Mut's zum freiwilligen Tode,
Zum Zweikampf um oft zweifelhafte Ehr.

Die Bruderliebe starb, und eif'ge Schranken
Zerküfteten der Menschheit Harmonie,
Die höchsten Ideale mußten wanken,
Und Selbstvergötterung ersetzte sie.

Der Krieg, den undankbare Creaturen
Aus allen Schichten ihrem Gott erklärt,
Zog immer weiter der Vernichtung Spuren,
Zerstörend Volksglück und Familienherd.

Doch Gottes Langmut wollt' nicht weiter gehen
Und hielt es, einzugreifen, an der Zeit;
Das Maß war voll, drum ließ Er es geschehen,
Daß sich entspann der blut'ge Völkerrreit.

Nun muß die ganze Erde hüßend zittern,
Was schuldlos, leiden mit dem schuld'gen Teil;
In nie erlebten schwersten Kriegsgewittern
Soll finden sie den Weg zum wahren Heil.

Nicht Größenwahn und Hochmut werden wieder
Den Weg zum Heile finden und zum Glück;
Der Welt Herr zwingt sie auf die Knie nieder,
Und die Ihm widerstehn, schlägt Er zurück.

Nicht wird den Sieg an seine Fahne heften,
Wer reicher ist an Kriegesmaterial,
Nein, Uebermacht an sittlich hohen Kräften
Gilt höher als des Gegners Ueberzahl.

Wo Menschlichkeit, Gerechtigkeit noch wohnen,
In Demut sich vor Gott der mut'ge Krieger beugt,
Entscheiden nicht die tüchtigsten Kanonen,
Wie die Geschichte unsrer Väter deutlich zeigt.

Drum fürchtet nichts, ob rings die Erde bebet,
Der Feinde Zahl uns zu verschlingen droht:
Der alte Gott, der Schlachtenlenker lebet
Und führt die Seinen stets aus größter Not!

E. Strohe.

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.

Der Müller von St. Amand

21. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

8

Als draußen der Höllelärm des Kampfes zu toben begann und überall zu den Fenstern die Kugeln hereinschlügen, war der Müller mit Jeanne in den nächstgelegenen Keller geflüchtet.

Fast unheimlich still war es hier. Nur wie verworrenes Brausen drangen die Geräusche der Oberwelt herein. Aber Rochus Roiger schauderte zurück vor dem Dunkel, das ihnen wie ein schwarzer Vorhang entgegenschlug. Erst allmählich gewöhnte sich das Auge an den unvermittelten Uebergang vom Licht zur Finsternis und hastete an dem kleinen Fenster, das eine matte Bille in den Raum warf.

Der fahle Schein fiel auf das blasser Gesicht des Mädchens und ließ es noch bleicher erscheinen. Nachzitternd in dem Schrecken der eben erlebten Szene, lehnte sie sich mit schwachen Füßen an die feuchte Mauer und warf scheue Blicke zu dem Vater hinüber, den sie noch nie in solcher Erregung gesehen.

Einem Raubtier gleich, das von fern eine Beute erspäht hat, ging der Müller mit kurzen, unruhigen Schritten auf und nieder, den Kopf zwischen den Schultern, die Augen zu Boden gesenkt.

Dann blieb er vor der Tochter stehen, ihr Antlitz mit einem unstillen Blicke streifend.

„Du ähnelst siehst du der Eva,“ murmelte er. „Aber ich dulde es nicht. Dein Herz soll dich zu keinem Lichtwehrl ziehen. Er könnte auch dein Tod werden.“

„Die Mutter meinst du?“ fragte Jeanne mit bebender Stimme. Der unverstandene Sinn der dunklen Worte erfüllte sie mit Schrecken.

„Ja — und von jenem, der — —“

„Von Heinrichs Vater hast du droben gesprochen“, unterbrach ihn Jeanne betroffen, „haben die sich gekannt?“ Erst jetzt fiel ihr ein, was der Geliebte zwei Tage zuvor in der Mühle von seinen Eltern erzählt, von einem Weibe, das seinen Vater verraten — und eine bange Ahnung befiel sie.

Der Müller zögerte, mit einem Entschlusse kämpfend. Dann raffte er sich auf. „Ich will dir's erzählen. Nicht alles. Das würde deine Jugend, deine Unschuld nicht verstehen. So viel nur, als nötig, daß du mein Verbot begreifst, daß du verstehst, warum ich alles hasse, was jenen Namen trägt.“

In bangem Schweigen wartete Jeanne, während er eine Pause machte. Dann fuhr er, schwer aufatmend, fort: „Es war nicht immer so. Die Lichtwehrs waren von altersher in Sandwiesen ansässig.“

„Wie —?“ fuhr es dem Mädchen heraus, „unsere alte Heimat war's, wosie die Töpferei betrieben?“

Der Müller zuckte zusammen, mit entsetzten Blicken starrte er die Tochter an.

„Das weißt du, — und von ihm?“

„Er hat mir davon erzählt.“

„Tod und Hölle!“ Rochus Roiger sprang von dem Tische empor, auf das er sich zu seines Kindes Füßen gesetzt. Du weißt mehr, als ich dachte. Er hat dir Evas Namen genannt — und den meinen?“

Jeanne fühlte, wie sein Atem ihr brennend, in kurzen Stößen ins Gesicht schlug. „O nein“, erwiderte sie hastig. „Nicht einmal das Dorf. Nur von der heftigen Heimat seines Vaters hat er gesprochen, und wie sie ihn fortgeschleppt haben zu den Soldaten, wie er entsprungen ist und ein Freund ihn gerettet hat.“

„Der Freund war ich,“ rang es sich stöhnend aus des Möllers Brust.

Das Mädchen durchrieselte ein Schauer bei dem seltsamen Klang seiner Stimme. „Du? — du hast ihm das Leben gerettet? — Und das Glück geraubt?“

Schweißtropfen traten auf Roigers Stirn, seine Hand fuhr empor und legte sich bedeckend über die Augen. „Er wußte nicht, daß ich schon damals sein Feind war, daß ich ihn hasste, wie ich ihn vorher geliebt. Aber wenn du das alles aus seines Sohnes Munde — —“

„Nichts weiter“, unterbrach ihn Jeanne. „Heinrich weiß selbst nicht, was sein Vater gemeint, denn mehr hat er ihm nie gesagt.“

„So höre es von mir.“ Der anfängliche Verdacht des Möllers, daß der junge Lichtwehr, in die Vergangenheit eingeweiht, in die Mühle gekommen, um vielleicht im Namen seines Vaters Rechenschaft zu fordern, schwand, er schien nicht gewillt zu haben, wen er in seiner Tochter liebte. Die Gewißheit erleichterte ihn und einen Augenblick überlegte er, ob er jetzt noch sprechen sollte. Doch er hatte schon zu viel verraten, um jetzt schweigen zu können, und besser war es auch, wenn das Mädchen den Grund seines Hasses kannte. Mit etwas ruhigerer Stimme begann er deshalb zu erzählen.

„Gute Freunde und Kameraden sind wir gewesen, der Ludwig Lichtwehr und ich, auf der Schule und nachher, als er seines Vaters Handwerk gelernt hat und ich in der Mühle hab' helfen müssen. War' auch so geliebt allezeit, wäre nicht der Schmied ins Dorf gekommen und hätt' die Eva, seine jüngste Tochter mitgebracht.“

Jeanne hing mit gespannter Erwartung an seinen Lippen. „Sehr schön soll sie gewesen sein, die Mutter, hat die Tochter gesagt.“

„Die Alte hat sie nicht gekannt wie ich“, sprach langsam der Müller und in seinen Zügen prägte sich ein Gemisch von Schmerz und Grimm aus. „Sie war nicht mehr, was sie gewesen, als wir nach St. Amand kamen.“

„Und sie hat dich sehr gern gehabt?“

Rochus Roiger lachte bitter auf.

„Ich hab's geglaubt, ich wahr, bis ich die Wahrheit gemerkt hab'. Den Ludwig hat sie lieber gehabt als mich. Aber es ist gewesen, als ob sie mich fürchtete und es nicht mit mir verberben wollte. Denn wär' ich nicht heimlich dahinter gekommen, nie hätt' ich's erfahren.“

Jeanne's Neugier erwachte wieder. „Und wie hast du das erfahren?“

Der Müller bewegte die Hand, als wolle er eine häßliche Erinnerung abwehren. „Lassen wir das. Es ist nicht wichtig. Die Hauptsache war, daß ich wußte, wie es um ihr Herz stand.“

„Und dann hast du sie doch genommen?“

Roigers Stirn legte sich in unwillige Falten. „Frage nicht, laß mich zu Ende kommen. Ich konnte nicht von ihr lassen, auch seit ich die Wahrheit wußte. Wie eine Krankheit kam es über mich. Nur noch rasender ward meine Leidenschaft. Und ich schwor es mir selbst, daß sie mein werden müsse. Wir waren bittere Feinde geworden, der Ludwig und ich, und während wir einander mißtrauisch bewachten, trugen wir die Maske der Freundschaft weiter. Ihn quälte die Eifersucht, weil die Eva immer noch freundlich zu mir blieb und sich der Haß, da ich in ihrem Herzen gelesen hatte. Dann aber kam die Not, die Ludwig Lichtwehr alles vergessen ließ. Du weißt schon, wie es geschah. Den Häschern entsprungen, floh er in unsere Mühle. Es war Nacht, der Vater schlief, ich stand allein am Werke. Ohne Ueberlegung, vom Zufall überrascht, barg ich ihn in einer Mehlkiste. Der Vater wurde eingeweiht und bot gern seine Hand zur Rettung des Verfolgten.“

Auf uns Möllersleute war kein Verdacht gefallen, aber die Grenze wurde scharf überwacht, und Ludwig, der im Lande nicht bleiben konnte, durfte zunächst auch die Flucht nicht fortsetzen. Bei uns schien er am sichersten zu sein. Ein Verrat war nicht zu befürchten, denn niemand als wir drei wußte darum — —“

„Ich denke, nur du und der Vater — —“

„Nein, auch deine Mutter, Kind“, antwortete der Müller mit unsicherer Stimme und seine Augen suchten den Boden. „Ich war es, der anderen Tages zu Eva ging, ihr mitteilte, was geschehen.“

„Sein Leben ist in deinen Händen“, schrie sie auf, und ich sehe heute noch den entsetzten Blick, mit dem sie mich anstarrte. „Aber er darf nicht sterben!“

„Das soll er auch nicht“, entgegnete ich bestimmt, „nur du darfst nicht mehr auf ihn hoffen, auf den Vandsflüchtigen, — der nie zurückkehren darf.“

„Ich tu' es auch nicht, hab' es nie getan“, stieß sie hastig mit totenblassem Gesichte heraus. „Nichts will ich, als daß er gerettet wird, um jeden Preis.“

„Um jeden Preis?“ wiederholte ich, denn der heiße Ausbruch ihres leidenschaftlichen Gefühls machte mich schwankend.

Da fiel sie mir plötzlich mit nassen Augen um den Hals und ihre Blicke strahlten so unwiderstehlich, so verheißungsvoll, daß mir fast die Sinne schwanden. — „Rochus, wenn du mich lieb hast, — so rette ihn. Ich will ja dein sein!“

„Schwörst du mir das?“

Ohne Besinnen tat sie's mit hundert Eiden.

Und ich hielt mein Wort. Acht Tage später brachte ich Ludwig, in einen Sack eingeknallt, mit einem Mehltransport über die Hannoverische Grenze.

„Und dann ist sie mein geworden.“

„Vater, das war nicht recht von dir!“

Jeanne erschrak über ihre eigene Kühnheit. Aber der Zornesausbruch, den sie erwartete, erfolgte nicht. Nur ein sonderbarer heiserer Ton war in der Stimme des Möllers, als er mit abgewandtem Gesichte fragte:

„Daß ich ihn rettete?“

„Nein, — daß du um solchen Preis es tatest. Daß du die Mutter nicht frei gabst.“

„Ich habe dir erzählt, daß ich sie leidenschaftlich liebte. Und nicht ich habe es gesagt. Sie selbst hat das erste Wort gesprochen. Und aus freien Stücken hat sie es getan.“

„Aber du bist deshalb zu ihr gegangen.“

Des Möllers Augen flackerten unstill auf, ein flüchtendes Zucken erschütterte seinen Körper. Dann ging das Bewußtsein seiner Schuld unter in dem Grimm, der ihn plötzlich übermannte. Den Kopf in den Nacken werfend, stemmte er die Arme zurück und seine Fäuste ballten sich wie zum Angriff auf einen unsichtbaren Gegner.

„Ich wußte es selbst nicht, was ich tat“, leuchtete er, „aber ich habe ihr geglaubt in jener Stunde, da sie mich täuschte. Denn ihre Eide waren falsch, — jedes Wort eine Lüge. Wie hat sie den Ludwig vergessen. In ihrer Todesstunde noch war ihr letzter Gedanke bei ihm und darum — —“

(Fortsetzung folgt.)